

Symposium

Der Dritte und die Leerstelle, die keine ist

Joachim Fischer, Tertiärität. Studien zur Sozialontologie. Weilerswist: Velbrück 2022, 324 S., br., 34,90€

Besprochen von **Christoph Gesigora**: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Niklas-Luhmann-Archiv, E-Mail: christoph.gesigora@uni-bielefeld.de

<https://doi.org/10.1515/srsr-2023-2043>

Schlüsselwörter: Soziologie des Dritten, Sozialtheorie, doppelte Kontingenz

Joachim Fischer erweckt mit seinem Buch den Eindruck eines großen Wurfs, also eines maßgeblichen Durchbruchs bei grundlegenden Fragen und Schwierigkeiten. So präsentiert er eine Zusammenstellung von alten (bis zurück in das Jahr 2000 reichenden) und neuen, jetzt erstmals veröffentlichten Texten aus seiner nun seit mehr als zwei Jahrzehnten andauernden Befassung mit dem „Dritten“. Gleich zu Beginn spricht er von einem Paradigmenwechsel in den Theoriegrundlagen (vgl. S. 7) und trägt damit ganz unmissverständlich einen Anspruch vor, den auch der Hinweis auf eine gewisse Vorläufigkeit (kann es die nach über 20 Jahren noch geben?) des ganzen Unterfangens – es seien ja nur „Vorstudien“ (S. 61) – nicht mehr zu mindern vermag. Ebenso unzweideutig bekräftigt die Auswahl fundamentaler Themen die Aspirationen. Allem voran zur Sozialtheorie und davon abgeleitet zum Mikro/Makro-Problem und zur Gesellschaftstheorie nicht nur am Rande, sondern maßgeblich durch eine „tertiäre Aufklärung“ beizutragen, steht dabei auf dem Programm (vgl. S. 185–308), und es ist die Figur des Dritten, der allein *Fischer* diese Last zu schultern abverlangt. Fraglich ist, ob sie dazu auch wirklich in der Lage ist.

Möglicherweise stellt *Fischer* sich bezüglich eines Urteils in dieser Frage eher (Sozial-) Philosophen als Publikum vor, zumindest scheint für ihn viel davon abzuhängen, in welcher Disziplin er zum Wettbewerb antritt. So diskutiert er zu Beginn ausführlich den Unterschied zwischen Sozialontologie und Sozialtheorie (S. 12–28), wobei ersteres ein Teilgebiet der Philosophie und letzteres das soziologische Pendant dazu sei. Zudem sei es wichtig, den Unterschied zwischen dem Begriffspaar Sozialontologie/Sozialtheorie einerseits und Sozialphilosophie/Gesellschaftstheorie andererseits zu beachten. Das erste Paar sei zuständig für die Beantwortung von Fragen des Typs „Wie funktioniert das Soziale überhaupt und woraus besteht es?“, das zweite Paar hingegen gäbe eine Antwort darauf, in welcher Gesell-

schaft wir leben und was das Besondere an der Moderne sei (vgl. S. 186). Darüber hinaus sei auch ein Zusammenhang zwischen einer Sozialtheorie (bzw. Sozialontologie) und einer Gesellschaftstheorie (bzw. Sozialphilosophie) gegeben. Abgesehen davon, dass man bei jedem neueren Versuch einer Gesellschaftstheorie nur hoffen kann, dass sich darin auch eine Sozialtheorie widerspiegelt, denn alles andere bliebe hinter dem Stand des Fachs zurück, leuchtet nicht unbedingt ein, warum man Gesellschaftstheorien nur auf die jeweils aktuelle, jetzt also die moderne Gesellschaft beschränken und sich diese nicht etwa auch für vergangene Gesellschaften oder evolutionäre Prozesse interessieren sollten. Erklärungsbedürftig ist ebenfalls, wozu *Fischer* die Abgrenzungsdiskussion überhaupt in dieser Ausführlichkeit für sein eigentliches Thema braucht, insbesondere wenn er doch eben jene Unterscheidung sofort zu unterlaufen beginnt. Das zeigt sich zum einen daran, dass er wiederholt bemerkt, dass Sozialontologie und Sozialtheorie ja letztlich auf dieselbe Frage antworten, denselben Gegenstand auf dieselbe Weise behandeln, und zum anderen daran, dass er sich zur Begründung seiner Ideen in allen Lagern umsieht. Es wäre einleuchtender gewesen, hätte er die Unterscheidung lediglich zur strukturierten Ordnung des geschichtlichen Theoriematerials genommen und sich selbst als Alternative dazu präsentiert. Aber das Gegenteil ist der Fall, gerade wegen der explizit vorgenommenen Selbstpositionierung, nicht zuletzt durch den Buchuntertitel „Studien zur Sozialontologie“. Diese Zuordnung erscheint überdies widersprüchlich eingedenk der Autoren, auf die er sich faktisch maßgeblich bezieht und deren Theorien er angreift: Simmel, Berger und Luckmann, Parsons, Luhmann sind allesamt Soziologen und so ist es wohl nicht unredlich, *Fischers* eigentliche Adressaten und Gesprächspartner in der Soziologie zu sehen. Immerhin bezeichnet er selbst die „Soziologie als Schlüsseldisziplin“ (S. 140–165).

Die innovative These bzw. Grundidee *Fischers* lässt sich in knappen Worten skizzieren: Sie beginnt mit der Kritik, dass allen Sozialtheorien mit einem zu sehr vereinfachten Grundmodell aus zwei Akteuren starten und, ungeachtet weiterer Unterschiede, bestenfalls noch das Dritte (verstanden als Sprache, als Medium, als System usw.) zur Erklärung sozialer Ordnung heranziehen, ansonsten aber den bzw. die Dritte (als konkrete Person) übersehen. Mit den Figuren Alter und Ego und ihrer doppelten Kontingenz seien diese Grundlagentheorien des Sozialen jedoch unvollständig und unterkomplex. Deswegen könnten sie ihrer Aufgabe, soziale Ordnung zu erklären, nicht vollends gerecht werden, schließlich bekämen sie die auf nichts anderes zurückführbaren triadischen Figurationen gar nicht erst in den Blick. Dieser Fehler sei aber auszumerzen durch eine adäquate Berücksichtigung der/des Dritten in Form einer prominenten Positionierung innerhalb des Grundmodells. Erst durch den Einbau des Dritten in die Sozialtheorie, erst durch den Hinzutritt des Tertius, ranggleich zu Alter und Ego, und der sich nun ergebenden dreifachen Kontingenz werde ein Schuh draus. Nur durch dieses triadische Paradigma

lasse sich ein realistischeres Grundlagenmodell aufbauen und stabile Ordnung begreiflich machen.

Von dieser Grundüberlegung ausgehend leitet *Fischer* weiteres ab. Dabei sind insbesondere die vorwiegend gesellschaftstheoretischen Arbeiten in den letzten beiden Kapiteln zu nennen, die *Fischer* fast allesamt erstmals publiziert und daher gewissermaßen den Mehrwert des Buchs ausmachen. Er nimmt sich in diesen Texten neben eher grundsätzlich gehaltenen Überlegungen zur modernen Gesellschaft und zur Theorie funktionaler Differenzierung (S. 193–225) einige relevante Funktionsbereiche (es fehlen nur die Wissenschaft und die Religion) der modernen funktional differenzierten Gesellschaft vor und versucht diese systematisch durch „tertiäre Aufklärung“ von ihrem blinden Fleck zu befreien (S. 228–311). *Fischer* sieht diesen, wenig überraschend, wenn nicht gleich im völligen Verkennen, so doch in einer deutlichen Marginalisierung zentraler triadischer Konstellationen. Ohne diese jedoch seien die einzelnen gesellschaftlichen Teilbereiche prinzipiell nicht richtig zu erfassen. Einerseits ist das natürlich verständlich: Was wäre das Recht ohne Richter, die Wirtschaft ohne Kundschaft, die Massenmedien ohne Medien und die Familie ohne Kind? Aber andererseits fragt man sich schon: Gibt es denn Soziologinnen und Soziologen, die das nicht so sehen würden?

Welche Begründungen und Erläuterungen führt *Fischer* nun ins Feld? Die Argumentation liegt im Prinzip bereits seit den frühen Arbeiten vor¹ und wiederholt sich in den folgenden Jahren nur noch, daher ist sie in fast jedem Text zu finden. Sie besteht aus vier Strängen, für die *Fischer* die eingängige sowie übergreifende Formel der vier Argumente der Relevanz (oder auch: für den Status) des Dritten gefunden hat,² und lautet wie folgt:

(1) Das sprachtheoretische Argument besagt, dass es im System der Personalpronomen eine dritte Personalstelle neben „Ich“ und „Du“ und der Sachstelle „Es“ gibt, nämlich „Er/Sie“. Mit diesen Pronomen werden Abwesende als personale Dritte in die dyadische Kommunikation einbezogen und sie werden zwingend gebraucht, weil nur so „bestimmte Pluralpositionen im Sprechen überhaupt“ (S. 149) zu erreichen sind. *Fischer* sieht darin eine hinreichende Notwendigkeit, „um die formalen Figurationspotentiale des Systems der Personalpronomen auszuschöpfen“ und kommt zu dem – vorsichtig formuliert – überraschenden Schluss, dass dies ein Argument sei, „den Dritten systematisch in der Sozialtheorie zu berücksichtigen.“³

1 Gemeint ist der Aufsatz „Der Dritte“ (S. 88–125), der erstmals im Jahr 2000 veröffentlicht wurde.

2 Ausführlicher unter dieser Bezeichnung bspw. auf S. 148–154; auch sonst an vielen Stellen in etwas knapperer Darstellung.

3 Vgl. S. 149; wobei unter „formalen Figurationspotentialen“ Akteurskonstellationen (Tausch, Konkurrenz, Vermittlung etc.) in Anlehnung an Simmel gemeint sind.

(2) Das sozialisationstheoretische Argument bezieht sich auf Neuankömmlinge (i. d. R. sind das wohl Kinder) in der Familie und sagt aus, dass ein jeder unweigerlich sich schon zu Beginn seines Lebens in einer triadischen Konstellation wiederfindet (S. 150–151). *Fischer* bezieht sich hier auf (sozial-)psychologische Literatur, besonders auf Freud.⁴ Letztlich geht es darum, dass es durch Sozialisationseffekte zur sogenannten Soziabilisierung der Kinder komme; die Mensch- bzw. Subjektwerdung erfolge demnach durch Triangulierung. Damit gemeint ist, dass ein jeder sich der verschiedenen Perspektiven innerhalb der Familie und möglicher Perspektivenwechsel gewahr wird, dass also die Figur des Dritten sozusagen zwangsläufig inkorporiert wird. Hieraus schließt *Fischer* abermals, dass der Dritte systematisch in der Sozialtheorie zu berücksichtigen sei.

(3) Das institutionentheoretische Argument macht Gebrauch von der Annahme, dass der Dritte eine Emergenzfunktion durch Objektivierung erfülle, indem er als missing link zwischen Mikro- und Makro-Ebene (vgl. S. 59) fungiere. Nur durch ihn als Brückenfigur sei es möglich, dass das Soziale aus der dyadischen Situation zwischen Zweien „eine Eigenqualität einer Institutionalisierung als Gesellschaft oder soziales System, wie sie von keiner rein dyadisch operierenden Sozialtheorie erschlossen werden kann“ (S. 189), erreiche. Für *Fischer* ist dies der „Beweis“ [sic!], dass soziale Ordnung nur über den Dritten zu erreichen ist.

(4) Das Polymorphieargument beruht auf der Mannigfaltigkeit weder aufeinander noch auf dyadische Verhältnisse rückführbarer Drittenfiguren (S. 58). *Fischer* fasst dies maximal weit als jegliche triadische Relationen und nennt Beobachter/ Publikum, Stellvertretung, Bote, Koalition, Sündenbock, Richter, devide et impera u. v. a. zur Anschauung (S. 189). Die Fülle und Allgegenwart dieser Konstellationen seien abermals ein „Beweis“ (sic!), dass die Figur des Dritten nicht nur marginal sei, „sondern in verschiedensten Schattierungen immer schon die Sozialität mitgestaltet“ (S. 189).

Was es mit dieser Argumentation nun genau auf sich hat, ist nicht leicht zu greifen – und da beginnen die Schwierigkeiten. Es ist ja nicht falsch und überdies sogar recht nützlich, dass mittels Kommunikation und der Personalpronomen „Er/ Sie“ auch Abwesende in ein Zwiegespräch einbezogen werden können. Aber bevor jegliche Sprache dieses Niveaus als Produkt soziokultureller Evolution vorliegt, wurde das Problem aller Anfänge des Sozialen längst gelöst. Davor gibt es natürlich bereits schon soziale Ordnung, wenn auch in einfacheren Formen. Auch die Tatsache, dass Kinder in Familien am eigenen Leib etwas über das Außenvorsein, über

⁴ So nennt *Fischer* es auf S. 59 „das sozialpsychologisch materiale Argument der Ödipalität bzw. Triangulierung der Subjekte“. Auch die Bezeichnungen der anderen Argumente variieren zum Teil, in der Sache gibt es aber keine Unterschiede.

Konkurrenz, über Unter- und Überlegenheit usf. lernen und dies als Erfahrungen gegebenenfalls auch inkorporieren, muss nicht bestritten werden, um dennoch die Frage zu stellen, wie das nun für das basale Problem der Ordnungsbildung bedeutsam werden soll. Hinzu kommt, dass das institutionentheoretische Argument auf Basis der Emergenzfunktion des Dritten schon im Kern dasjenige sozialtheoretische Novum darstellt, zu dessen Begründung *Fischer* ja eigentlich die „vier Argumente“ als Einheit in Anschlag bringen möchte.

Neben diesen kleineren Ungereimtheiten ist es aber vor allem das Polymorphieargument, das Fragen aufwirft. Denn *Fischer* weist hier als Argument aus, was eigentlich ein grundsätzliches Problem seines Ansatzes darstellt: die Unbestimmtheit dessen, was mit der Figur des Dritten genau bezeichnet sein soll. *Fischer* traut sich keine Definition zu, die über die nur wenig überhaupt ausschließende Bemerkung hinausgeht, nämlich: dass er von einer Person, einem konkreten Akteur spricht. Aber schon die sich sogleich aufdrängende Frage, woran man festmachen soll, ob jemand und wer überhaupt eine solche dritte Person ist oder ob nicht ein jeder, der mehr als eine andere Person kennt, sofort schon in einer Triade steckt, kann nicht mehr befriedigt werden. Man muss nur irgendwie bis drei zählen und so kommt es nicht von ungefähr, dass schließlich alles, was in *Fischers* Netz der Spontanplausibilität hängen bleibt, eine triadische Figuration oder – sofern, wie im Falle einer Konstellation mit hervorgehobener Position, bereits eine geläufige Alltagssprachliche Bezeichnung wie Vermittler oder Richter vorliegt – eine Figur des Dritten ist.⁵

Damit korreliert auch das weite Einzugsgebiet der berücksichtigten Literatur. Diesbezüglich ist *Fischer* im Übrigen kein Vorwurf zu machen. Gleichsam alles, was mit dem Thema dem Worte nach zu tun hat, ist vertreten und wer sich einen Überblick verschaffen möchte, wird hier fündig. Aber statt des oftmals etwas summarisch-aufzählerischen Zugriffs wäre manchmal eine mehr in die Details gehende Auseinandersetzung wünschenswert gewesen. Allein die Literatur im Anschluss an Simmel hätte hierzu Anlass geboten. Zwar rekonstruiert *Fischer* Simmel ausführlich (vgl. S. 76–87), aber eben unter den Gesichtspunkten der sozialen Ordnung schlechthin (sozialtheoretische Perspektive) sowie der Zuordnung einzelner Drittenfiguren zu Funktionsbereichen der modernen Gesellschaft (gesellschaftstheoretische Perspektive). Diese Perspektivenwahl verdeckt aber, dass sich die deutschsprachige Simmel-Rezeption grob in zwei Richtungen einteilen lässt. Einerseits sind das Arbeiten, die explizit eine genauere Bestimmung der Figur des Dritten vornehmen, und andererseits solche, die ohne Versuche dieser Art auf Simmels Soziologie des Dritten einfach als analytisches Instrumentarium zurückgreifen.

⁵ Vgl. für einen Eindruck von der ins Uferlosigkeit zu kippen drohenden Kreativität nur die Fallaufzählungen, auf S. 110–117.

Auffällig bei ersteren ist, dass jeweils eine der Eigenschaften des Dritten unter Abdunklung aller anderen als absolut gesetzt wird, welche zuvor bei Simmel jedoch noch gleichermaßen präsent waren. Beispielsweise greift Litt (1926, S. 234–241) und ihm beipflichtend Geiger (1928, S. 82–85) die Beobachtung heraus, dass der Zutritt eines Dritten das Gesamtarrangement, dessen nunmehr drei Teilnehmer alle wechselseitig miteinander in Verbindung stehen, auf ein höheres Niveau an Objektivität und Stabilität hebt, als es Zweierbeziehungen je erreichen könnten. Für Litt ist dies das „Grundphänomen des Dritten“, das nur dann überhaupt realisiert wird, wenn die Beteiligten eine echte Gruppe bilden und nicht etwa nur zwei Paare (A–B & B–C) darstellen. Wo bleiben dann aber die Drittenfiguren wie etwa der *Tertius gaudens* oder der *Devide et impera*, die notfalls auch ohne direkte Verbindung zwischen A und C auskommen, wie Simmel selbst bemerkte (1908, S. 112, 120)? Ähnliches gilt für den Versuch, die Bestimmung an der Unterscheidung statisch/dynamisch zu orientieren. Betont wird dabei, dass die Drittenposition innerhalb einer Triade entweder immer bei derselben Person bzw. Partei bleibt oder dass sie wechseln kann. Für Simmel gehörte noch beides zum Phänomen des Dritten dazu und so bleibt der Richter als Entscheider zwischen zwei Streitparteien immer derselbe, wohingegen etwa das Kind, das in der einen Situation als Dritter seine Eltern gegeneinander ausspielt, während in derselben Triade, aber zu anderen Zeiten die Mutter als Dritte im Streit zwischen Vater und Kind vermittelt. Die Arbeiten von Utz (1997, 2013) sind ein Beispiel für die eher statische Auffassung, bei der er durch allerhand logischer Ausschlussüberlegungen den Intriganten als neue Figur des Dritten einführt. Stok (1930) hingegen – besonders an eher passiven Dritten interessiert, die er Zuschauer nennt – verfolgt den dynamischen Aspekt und betont, dass die Position des Dritten in einer Triade wechselt und jeder einmal der Dritte sein kann.

An den Arbeiten des zweiten Typs fällt auf, dass sie völlig unbefangen bzw. unreflektiert auf die Figur des Dritten als Analysemittel zurückgreifen, dabei aber eigentlich bereits anderen Theoriekonzepten verpflichtet sind. Die fehlende Abstimmung der jeweilige Theoriekonzepte mit Simmels Soziologie des Dritten führt so zu einer auffälligen Begriffsdoppelung. Ein Beispiel liefert Schimank (2008), der die Rolle des Hochschulleiters analysiert und dabei die nahezu unabdingbare Fähigkeit zum „double talk“ hervorhebt. Er begreift den Hochschulleiter zunächst als Grenzstelle, sodann als Figur des Dritten und respezifiziert ihn anschließend noch anhand der als charakteristisch für den Job empfundenen Handlungen als einen Dritten, den er mit Simmel Vermittler und Schlichter nennt. Er hätte den Text jedoch auch ohne jeglichen Erkenntnisverlust nur unter Zuhilfenahme des Grenzstellenbegriffs (vgl. Luhmann, 1999 [1964], S. 220–239) schreiben können. Ähnlich ist es bei Dorn und Hoebel (2013), die Mafias erst systemtheoretisch als Organisation und anschließend nochmals als Dritten bestimmen, der zwischen verschiedenen Umweltsystemen, welche sonst nicht weiter in Kontakt zueinander stehen, Verbindun-

gen herstellt, also vermittelt. Dies aber gilt bereits grundsätzlich für jede Organisation, wie Luhmann (1999 [1964], S. 132–137) gezeigt hat und zwar schon auf basaler Ebene, auf der sie zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern unterscheidet. Für die Mafia hätte also der Begriff der Organisation als soziales System vollkommen ausgereicht.

Diese paradoxe Situation, in der einerseits jede Bestimmung die Kritik des Fehlens von Relevantem und andererseits das Fehlen einer Bestimmung die Kritik der Relevanz nach sich ziehen würde, vermeidet *Fischer* intuitiv, während er sich dadurch den freien Blick auf das zugrundeliegende Problem durch das Polymorphieargument bei gleichzeitigem Verzicht auf die Verwendung einer auflösestärkere Theorie(-sprache), wie sie in der Soziologie etwa mit der Rollen- oder Systemtheorie spätestens seit den 1960er Jahren verfügbar ist, verstellt. *Fischer* übernimmt damit, und das ist das Problematische, unter der Hand ein Verständnis des Sozialen, wie es besonders für die Anfänge der Soziologie ganz üblich war. Demnach bestand alles Soziale aus ganzen Personen. Der Gedanke einer nur ausschnittshaften Inklusion, z.B. über Rollen, von denen ein Einzelner unzählige einnehmen kann und die keineswegs vollständig gegeneinander isoliert werden können, war im Fach noch nicht etabliert. Dadurch, dass *Fischer* auf das Potential eines solchen höherauflösenden Theorievokabulars verzichtet, vergibt er nicht nur die Möglichkeit der Überwindung jenes alten Verständnisses, sondern auch die Möglichkeit, zu bemerken, dass ein jeder, sofern er überhaupt am sozialen Leben teilnimmt, es zwangsläufig mit z.B. mit Inter- und Intrarollenkonflikten zu tun bekommt. Diese Konflikte wiederum sind nichts anderes als nicht aufeinander abgestimmte, zufällige und insofern konfligierende Erwartungen anderer – ganz gleich, ob anwesend oder abwesend oder ob der Ursprung dieser Erwartungen bei einer konkreten Personen oder größeren sozialer Einheiten liegt. Zwischen diesen hat der Rollenträger als Person ständig einen Ausgleich zu schaffen, zu vermitteln, ist demnach also immer schon ein Dritter.

Was besagt das nun für *Fischers* angekündigten Versuch, die Sozialtheorie zu verbessern? Einerseits ist *Fischer* in der Diagnose zuzustimmen, dass es sich bei der Ego-Alter-Dyade und der doppelten Kontingenz um eine sehr artifizielle, den realen Verhältnissen nicht gerecht werdende Vereinfachung handelt. Andererseits ist die Ego/Alter-Dyade aber in Wirklichkeit nicht deswegen unrealistisch, weil der Dritte fehlt, sondern deshalb, weil sie als Modell einen Extremfall darstellt, für den es in der Realität ohnehin keine Entsprechung gibt: Ego und Alter, und das entspricht dem alten Verständnis von Sozialität, gehen ohne jegliche Beziehungen nach außen vollständig in der Situation auf. An dieser modelltypischen Realitätsferne ändert nun auch der Hinzutritt einer dritten Person, die ebenfalls so aufgefasst wird, als gäbe es für diese keine nach außen gerichteten Verpflichtungen, keine anderen eigenen Rollen, zu berücksichtigende Umweltpartner usw., natürlich nichts.

Von der „dreifachen Kontingenz“, die im triadischen Modell nun vorliege, verspricht *Fischer* sich ebenfalls einen deutlichen Gewinn. Diese sei nämlich zwingend notwendig, um ein hinreichendes Maß an Komplexität aufzubauen, damit es überhaupt zur Herausbildung von sozialen Gebilden oder sonstigen Ordnung garantierenden Institutionen kommen kann. Hier scheint *Fischer* zuweilen einem Missverständnis zu unterliegen. Für ihn ist doppelte Kontingenz primär eine quantitative Sache, nämlich eine zwischen zweien, und zwischen zweien sei nun mal weniger möglich als zwischen dreien. Der entscheidende Aspekt an der doppelten Kontingenz ist aber nicht, dass Möglichkeiten in einer gewissen Menge vorliegen, sondern vielmehr, dass bereits zwei – und zwar nur zwei – Teilnehmer ausreichen, um eine Situation größter Unsicherheit und Unbestimmtheit, also unbestimmter Komplexität entstehen zu lassen. Es ist die Zweistufigkeit der Kontingenz, d.h. die Selektion auf der Grundlage von Selektionen, die jeweils auch anders hätten ausfallen können, auf die es ankommt und will man unter diesen Bedingungen zu etwas kommen, geht das zwangsläufig nur durch den Aufbau eines sozialen Gebildes, das die dadurch erzeugte Komplexität wieder einzuhegen in der Lage ist. Die Gebilde, die dies leisten, mögen zwar mit der Anzahl ihrer Teilnehmer ihrerseits größer, differenzierter, komplexer werden. Aber sie bleiben vom Typus her doch immer soziale Systeme, für die die doppelte Kontingenz alle Komplexität für den Aufbau von Ordnung aus Unordnung zur Verfügung stellt. Dreifache Kontingenz fügt der Sache also gar nichts Neues hinzu.

Die Grundidee *Fischers* vermag so insgesamt nicht zu überzeugen und es bleibt festzuhalten, dass er die Figur des Dritten mit Erklärungsansprüchen überfrachtet hat. Die Sozialtheorie bietet keinen Platz für ihn. Ertrag- und aufschlussreicher wäre sicher eine Auseinandersetzung mit anderen soziologischen Theorien gewesen und der Versuch der Reformulierung der Soziologie des Dritten mittels einer auf lösestärkeren Theoriesprache. Freilich muss man dabei nicht gleich soweit gehen, den Dritten vollständig etwa in der Rollentheorie oder im Systembegriff aufgehen und damit verschwinden zu lassen,⁶ schließlich wird man immer auf spezifische Rollen- oder System-Umwelt-Konstellationen stoßen, für die die aggregierende Bezeichnung, eine „Figur des Dritten“ zu sein, unbestreitbare Plausibilität hat.⁷ Aber man wird nicht gut am Status der Figur des Dritten als soziologischer Grundbegriff

⁶ Hier mag im Übrigen der Grund liegen, warum Luhmann kaum explizit auf die Figur des Dritten zurückgreift: nicht, weil er die Figur des Dritten übersieht oder unterschätzt, sondern im Gegenteil, weil im Systembegriff selbst, also im Grundbegriff der Theorie schlechthin, bereits die Figur des Dritten steckt, jedoch auf sehr stark generalisierte Weise.

⁷ Den Versuch, einen systemtheoretisch informierten Begriff des Dritten in Auseinandersetzung mit dem Grenzstellenkonzept und der Prinzipal-Agent-Theorie zu bilden, habe ich kürzlich unternommen aus Anlass der Analyse der Rolle von Immobilienmaklern (2023, S. 375–378).

ersten Ranges festhalten können. *Fischers* Buch kann insgesamt den angekündigten Anspruch insbesondere auf einen Paradigmenwechsel nicht einlösen.

Literatur

- Dorn, C., & Hoebel, T. (2013). Mafias als organisierte Dritte. *Behemoth*, 6, 74–97.
- Geiger, T. (1928). *Die Gestalten der Gesellung*. Hrsg. von E. Ungerer. Verlag G. Braun.
- Gesigora, C. (2023). Immobilienmakler als Dritte. In A. Kieserling & M. Weißmann (Hrsg.), *Organisierte Grenzzellen. Publikumskontakte und Außendienst in soziologischer Perspektive*, (S. 359–393). Springer VS.
- Litt, T. (1926). *Individuum und Gemeinschaft* (3., überarb. und erw. Auflage). B. G. Teubner.
- Luhmann, N. (1999 [1964]). *Funktionen und Folgen formaler Organisation* (5. Auflage). Duncker & Humblot.
- Schimank, U. (2008). Double Talk von Hochschulleitungen. In W. Jäger & R. Schützeichel (Hrsg.), *Universität und Lebenswelt*, (154–172). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Simmel, G. (1908). Die quantitative Bestimmtheit der Gruppe. II. Kap. in ders. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, (S. 47–133). Duncker & Humblot.
- Stok, W. (1930). Zur Soziologie der dreigliedrigen Gruppe. *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 88 (3), 522–544.
- Utz, R. (1997). *Soziologie der Intrige*. Duncker & Humblot.
- Utz, R. (2013). Der geheime Streit in der Triade. Über Intrigen. In ders., *Blind Dates*, (S. 21–41). Manutius Verlag.